



Ob in der Musik oder Physik, letztlich gehe es immer um Schönheit, findet Heiko Fischer.

Foto Handout

Zeichnet das den Jazz besonders aus?

Ich glaube schon. Was beim Jazz speziell ist, ist der große improvisatorische Anteil, bei dem man auch immer wieder ein großes Risiko eingehen muss. Man stellt sich jeden Abend auf die Bühne und hat zwar ein Minimalkonzept dessen im Gepäck, was passieren wird. Aber bei einem relativ großen Anteil weißt man nicht, ob es gutgeht oder nicht. Darauf musst du dich jeden Abend aufs Neue einlassen, Vertrauen haben und entspannt dabei sein. Und ich glaube, auch wenn du eine neue physikalische Theorie entwickelst, so wie Einstein damals, gehört dazu großer Mut. Zu sagen: Ich bin hier einer Sache auf der Spur, und ich verfolge die, auch wenn alle anderen sagen, ich sei bescheuert. Es ist eine ähnliche Herangehensweise, die man haben muss.

Darin, sich musikalisch von der Physik inspirieren zu lassen, folgen Sie großen Vorbildern. John Coltrane hat beispielsweise Alben mit den Titeln „Stellar Regions“ oder „Interstellar Space“ veröffentlicht. Hat Sie das beeinflusst?

Ich habe bewusst nicht nach Leuten gesucht, die etwas Ähnliches gemacht haben. Oft lässt man sich davon beeinflussen oder auch demotivieren, weil man denkt: Das gibt es ja schon! Ich wusste, dass Coltrane etwas gemacht hat, aber ich habe mir seine Stücke nicht angehört, weil ich das Gefühl hatte: Das ist jetzt mein Ding, und da soll nichts von außen hineinwirken.

Interessieren sich denn Ihre Musikkollegen für die physikalischen Hintergründe Ihres Albums?

Das Interesse ist sehr tiefgehend. Viele Leute, mit denen ich zusammen Musik mache, sind auch unabhängig von mir wahnsinnig interessiert und informieren sich auch selbst. Man stößt nur immer wieder an die Grenze der Mathematik: Man kann die Sachen nur richtig erklären, wenn man die mathematischen Konzepte darunter versteht. Die Relativitätstheorie ist da ein schönes Beispiel. Man kann noch so viel über Raumkrümmung reden. Wenn man nicht wirklich eine Idee davon hat, was es bedeutet, wenn zu drei Raumdimensionen noch die Zeit als vierte Dimension dazukommt, dann ist es schwer, dem ganz zu folgen.

Aber geht es letztendlich nicht immer auch um die Suche nach Schönheit?

Ja klar, absolut. In der Relativitätstheorie, aber auch allgemein in der Physik. Die Suche nach der „Weltformel“ ist immer auch das Bestreben, die Dinge in möglichst einfacher und kompakter Form zu formulieren. Ich finde am Ende diejenigen Theorien berauschend, die kompliziert sind, aber schließlich wieder auf eine Formel konzentriert werden können. Das ist ein befriedigendes Gefühl. Es ist natürlich in der Physik ein anderes Schönheitsempfinden als das, was man in der Musik hat. Für mich ist das aber auch etwas Emotionales, Intuitives, das man manchmal gar nicht so richtig erklären kann. Wie das Gefühl, das ich in den Vorlesungen hatte. Es war mir wichtig, zu transportieren, dass es dieses Gefühl gibt. ■

Die Fragen stellte Sibylle Anderl.

**Heiko Fischer**, geboren 1982 in Hanau, studierte Jazz-Gitarre an der Hamburger Musikhochschule sowie am Jazz-Institut Berlin und hat ein Diplom in Teilchenphysik. Als Gitarrist ist er auf Alben von Justin Timberlake, Roger Cicero und Kim Wilde zu hören, er komponierte für Max Mutzke und Lena Meyer-Landruth. Mit der Rockband Stanfour bekam er eine Goldene Schallplatte, mit dem Heiko Fischer Quartett 2011 einen Jazz-„Echo“ als Instrumentalist des Jahres. Für sein Solo-Album „General Relativity“ ist er abermals für diesen Preis nominiert. Heiko Fischer lebt in Hamburg.

## ENTDECKUNG DER WOCHE

Kann ein im Kollektiv komponiertes Musikstück ästhetisch überzeugen? Lässt sich das Prinzip Wikipedia auf die Kunst übertragen? Alexander Schubert, Komponist und Informatiker, hat es gewagt, diesen Fragen auf den Grund zu gehen, und ein spannendes Experiment gestartet: Auf der Internetseite <http://wiki-piano.net> kann jeder Besucher Mitkomponist eines Klavierstückes werden, ganz unabhängig von Vorwissen und Erfahrungen mit dem Schreiben von Musik. Hierbei entspricht die Website der Partitur. Sie enthält zahlreiche Bausteine und Parameter, nur eine grobe Struktur ist vorgegeben. Einige Teile des Stückes bestehen aus klassischen Notenlinien, auf denen Noten platziert werden können, andere integrieren Bilder, Videos oder Audiodateien. Der Bearbeiter kann die Gestalt der Bausteine ändern, neue Noten hinzufügen, Videos hochladen, die Reihenfolge verändern oder Elemente deaktivieren. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt.

So fanden sich – bei mittlerweile mehr als neuntausend Bearbeitungen von zweihundert Bearbeitern – schon allerhand skurrile Dinge auf der Internetseite: das Video einer Klavier spielenden Katze oder der Sound der Tornado-Sirenen aus Chicago zum Beispiel. Auf den Notenlinien lassen sich Fragmente von bekannten Musikstücken erkennen, einige Anordnungen sind grafisch motiviert, sie bilden Namen oder Formen, vieles wirkt beliebig. Hinzu kommen kuriose Spielanweisungen und Aktionen. An einer Stelle soll der Pianist seinen linken Schuh werfen.

Der Clou: Das Sammelsurium von Ideen ist stets nur eine Momentaufnahme. In der nächsten Minute kann ein Video schon wieder verschwunden, ein anderes Bild hochgeladen sein. Wer regelmäßig die Seite aufruft, bekommt ein Gefühl für die Eigenynamik dieses Kompositionsprozesses. Manche Elemente bleiben über Wochen unverändert, andere, wie der einleitende Text, ändern sich quasi stündlich. „Die Entwicklungen, die ich



Komponist und Informatiker: Alexander Schubert  
Foto privat

## Komponieren im Kollektiv

Kunst ist für alle da: In einem Internetprojekt darf sich jeder Musikbegeisterte kreativ austoben.

Von Jesper Klein

nicht erwartet hätte, sind oft die besten“, sagt Schubert.

Die Idee, als Künstler die Gestaltung eines musikalischen Werkes gänzlich aus der Hand zu geben, ist nicht neu. Sie erinnert durchaus an die Arbeiten von John Cage, einem der einflussreichsten Komponisten des 20. Jahrhunderts – auch wenn es bei Schubert, im Gegensatz zu Cage, nicht um zufällige Ereignisse, sondern bewusste Entscheidungen geht.

In dieser an Wikipedia angelehnten Form ist Schuberts Projekt allerdings ein Novum. Dass bisher niemand auf die Idee gekommen ist, nach diesem Prinzip Musik zu machen, findet er selbst ungewöhnlich. Für seine Arbeiten, die sich zwischen zeitgenössischer Klassik und experimenteller Popmusik bewegen, spielt auch der mediale Aspekt eine wesentliche Rolle. So wird die Darbietung des Pianisten, der auch Texte vorliest und die vorgegebenen Aktionen ausführt, durch Bilder und Videos ergänzt, die auf eine Leinwand projiziert werden. „Der Pianist nimmt eine moderierende Rolle ein“, sagt Schubert.

Die erste Aufführung des Stückes vor kurzem beim Podium Festival Esslingen mit dem Pianisten Zubin Kanga war nur eine Zwischenstation, es folgen Darbietungen in London und Kopenhagen. Bis dahin wird sich das Stück weiter verändern, was die Frage aufwirft, was eigentlich das Kunstwerk ist: das konkrete Spielen des Stückes durch den Pianisten oder schon der Entstehungsprozess? Für Schubert ist es der Prozess, der die Partizipation im Internet spiegelt, analog zu sozialen Netzwerken oder Kommentarspalten von Zeitungen. „Es bildet auf eine Art und Weise die Community im Internet ab, natürlich gibt es da manchmal geschmacklosere oder eigenartiger Kommentare oder Inhalte.“ Einfluss nehmen will er möglichst nicht – jedenfalls solange es nicht rechtlich relevant wird. Es geht ihm darum, die ganze Pluralität abzubilden.

Einen großen Unterschied gibt es freilich doch zwischen dem Online-Lexikon und Schuberts Kompositionsprojekt. Während sich bei Wikipedia immer wieder inhaltliche Fehler einschleichen, etwa ein erfundener Vornamen von Karl-Theodor zu Guttenberg, existiert diese Gefahr bei Schuberts Projekt nicht. Die Kunst kennt kein richtig oder falsch. Ob Schwarmintelligenz auch für das Komponieren funktioniert, liegt im Auge und in den Ohren des Betrachters. ■

Loskomponieren kann jeder auf <http://wiki-piano.net>.